

**Zeitschrift:** Bündnerisches Haushaltungs- und Familienbuch  
**Herausgeber:** [s.n.]  
**Band:** - (1937)

**Artikel:** Aus den Glanzzeiten des Flüelapasses  
**Autor:** Moor, Anna von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-550382>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# AUS DEN GLANZZEITEN DES FLÜELAPASSES

von Anna von Moor

## I.

In meiner letzten Sommerfrische im Vintschgau führte mich ein glückliches Ungefähr zu einer Frau Wirtin, die mit ihrem inzwischen verstorbenen Manne eine längere Reihe von Jahren das Flüelahospiz geführt hatte.

Als die lebhafte, redselige Frau bemerkte, wie sehr mich ihre Erinnerungen aus der Flüelazeit interessierten, wußte sie gar vieles aus jenen Tagen zu erzählen, die, wie sie sagte, zu den glücklichsten ihres Lebens gehörten.

Der Flüelapaß erlebte dazumal ebenfalls seine Glanzzeiten. An die Eisenbahn dachte noch niemand; dagegen war eine schöne Kunststraße über den Paß gebaut worden, auf der nunmehr statt lediglich Fußwanderer, Säumer, Hausierer, Gebirgswägelchen, Schlitten und Schleifen die stolzen eidgen. Diligenzen, Extrastoppen, sogar Privatequipagen und mit Waren und Gepäck hochbeladene Fuhrwerke passierten.

Die einen kamen von Süs beziehungsweise aus dem Unterengadin, die anderen von Davos, aus dem Prättigau, und vor dem Hospiz, wo sie sich oft kreuzten, machten sie alle Halt.

In Davos wie in Schuls-Tarasp war in jenen Jahren ein besonderer Aufschwung im Fremdenbesuch bemerkbar. Diese Bündner Luft- und Kurorte begannen eine vermehrte Anziehungskraft auszuüben, die der Flüelapaß notwendigerweise zu spüren bekam. Auch bestand zwischen Davos und dem Flüelahospiz ein verhältnismäßig reger Verkehr. Das schöne Flüelatal mit seinen grünen Matten, den romantischen Fels- und Waldpartien, das aus dem Tannendunkel tosend und schäumend beim Flüelabachfall in die Schlucht hinunterstürzende Wasser lockte die Kurgäste zu manchem Ausflug, der öfters bis zu dem auf dem Joch zwischen zwei idyllischen, von Sagen umspönnenen Seen befindlichen Hospiz ausgedehnt wurde.

Von den zwei Seen war der eine stets von schönem Blau, der andere hingegen völlig schwarz. Sie waren durchaus fischlos, im Gegensatz zu einem anderen auf dem Davoser Revier gelegenen größeren See, von dem der Chronist Sererhard zu berichten weiß, daß er von Forellen förmlich strotzte. Nun fiel es aber den Herren Jenatsch, denen er gehörte, ein, noch eine andere Gattung von Forellen und zwar Lachsforellen in den See setzen zu lassen, was zu einem furchterlichen, jahrelang dauernden

Kampf zwischen den einheimischen Forellen und den Eindringlingen führte, der fast mit der Vernichtung ersterer endete. Dann aber rafften sie sich zu einer großen Vermehrung auf, und der Krieg ging von neuem los. Die Fische mochten wohl auch ihren siebenjährigen Krieg gehabt haben, bis sie, wie die beiden Potentaten, «der König und die Kaiserin, des langen Haders müde, erweichten ihren harten Sinn und schlossen endlich Friede».

Zurzeit (1742), da der Chronist seine «Einfalte Delineation gemeiner Dreien Bünden» schrieb, herrschte Ruhe und Frieden in dem so lange von Kämpfen durchwühlten Fischsee. Es mußte ein Abkommen stattgefunden haben. Die Ansässigen behaupteten den oberen Teil des umstrittenen Reviers, die «Beisässe» begnügten sich mit dem untern, was dem guten Chronisten Gelegenheit zu einigen philosophischen Reflexionen über den Vorzug des Friedens an Stelle des Krieges bietet.

Von einem anderen See berichtet der Chronist, daß bei Menschengedenken noch ein Drache in demselben gehaust habe, und nur so könne man sich das fürchterliche Brüllen des Sees erklären, das zu Zeiten von diesem ausgehe und weithin in der Umgebung hörbar sei.

«Zwei „ehrliche“ Männer von Lavin seien einstens um diesen See herumgegangen, als sich mitten aus dem Wasser ein grausiges Ungeheuer erhab und seine Flügel über demselben schüttelte, bei welchem Anblick die beiden Männer voller Entsetzen entflohen seien.» «Herr Bonorand aus Süs habe ihm dieses Vorkommnis bestätigt», setzt der Chronist hinzu.

Um auf das Flüelahospiz und die Erzählungen meiner Frau Wirtin in Schluderns zurückzukommen, so war der Verkehr per Rad und per Fuß über den Berg ein sehr reger. Ein damaliges Ereignis sollte dazu beitragen, ihn noch lebhafter zu gestalten und dem Hospiz für längere Zeit eine große Anziehungskraft zu verleihen.

An einem Herbstmorgen, als die Süser Post, den Berg hinauffahrend, eben eine Alp passierte, bemerkten Postillon und Kondukteur etwas abseits von der Straße eine große Blutlache und bei den zerrissenen Überresten eines Schafes ein jämmerlich blökendes Lämmlein. Das Geräusch der nahenden Post mußte den Bären veranlaßt haben, zu fliehen und seine Beute im Stich zu lassen. Die beiden Männer

hielten an und luden die Reste des Schafes sowohl als das verwaiste Lämmlein auf und brachten beide nach dem Hospiz. Die dortigen Kinder empfingen letzteres voller Freude. Es wurde mit der Flasche aufgezogen und hieß nie anders als das «Bärenlamml», auch als es als Spielgefährte der Kinder ein großes Schaf geworden war.

Die Kunde von der «Moritat» verbreitete sich mit Windeseile in Süs und Davos und versetzte alle Nimrode nebst solchen, die es werden wollten, in große Erregung. Unter diesen Bärenjägern befanden sich auch zwei Kurgäste aus Davos, die, ausgerüstet mit Waidhandwerkszeug aller Art und Munitionsvorräten, auf dem Flüela angerückt kamen und das Hospiz für unbestimmte Zeit zu ihrem Standquartier erwählten. Diese zwei Kurgäste waren ein noch sehr junger Graf aus hochadeligem norddeutschem Geschlecht, der zweite ein in mittleren Jahren stehender munterer Mediziner, den die besorgte gräfliche Mama dem, wie es hieß, auf der Lunge etwas angegriffenen Erbgrafen als Leibarzt, Gesellschafter und quasi Mentor mitgegeben hatte.

Zu dieser Zeit befand sich im Hospiz ein aus Schluderns im Vintschgau geflüchteter Anverwandter der Wirtin, der wegen einer übel ausgegangenen Rauferei das Weite hatte suchen müssen und nun auf dem Flüela einen Entschluß fassen oder irgendeine günstige Wendung seines Schicksals abwarten wollte. Dieser Schludernser, ein jagderfahrener und baumstarker Bursche, der weder Tod noch Teufel fürchtete, wurde nun das Faktotum der beiden Herren, die sich willig und gläubig allen seinen Forderungen fügten, anderseits aber in dem geriebenen Schludernser einen ebenso eifigen und ergebenen als kühnen und praktischen Helfer für ihre Jagtpläne fanden.

Das Objekt dieser Pläne war natürlich der Bär. Zwar hatte dieser seit seiner Missetat nichts mehr von sich hören oder sehen lassen, und mancher Jäger hatte entmutigt die Sache vorläufig aufgegeben, nicht aber die beiden Amateure, die, durch den Schludernser, der bald da, bald dort eine Spur gesehen haben wollte, in steter Spannung gehalten, nun jede Nacht auf die Bärenjagd auszogen. Bis auf weiteres war diese nicht allzu strapaziös. Wenn die Nacht sich herniedergesunken hatte und der Mond aufgegangen war, begab man sich nach der Süser Alphütte, in deren Nähe Meister Petz sein Delikt begangen hatte, die Herren bewaffnet bis an die Zähne, der Schludernser hochbepackt mit Holz zum Feuern, leckerem Proviant und einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Flaschen alten Veltliners nebst Heu für das Schaf, das als Lockvogel dienen sollte. Tagsüber befand es sich wohlverwahrt in der Hütte; abends, wenn die Jagdgesellschaft der Dinge harrte, die da kommen sollten, band man es draußen an die Hüttenstüre, mit einem Glöckchen am Hals, damit seine Anwesenheit ja kund werde.

Beim heimelig prasselnden Herdfeuer, pokullierend, schmausend und rauchend ergötzten sich die Herren an den Jagd- und anderen Geschichten, die der Schludernser unermüdlich zum besten gab, so daß sie fast den Zweck ihrer

Nachtwache in der Alphütte vergaßen. Am Morgen, wenn der Tag schon stark graute und jede Hoffnung auf das Erscheinen des Bären schwand, schickte man sich an, in das Flüelahospiz zurückzukehren, wobei der Schludernser sich wieder von unschätzbarer Nützlichkeit erwies. Nicht minder trinkfest als mit außergewöhnlicher Körpermacht ausgestattet, war es ihm ein Leichtes, die beiden Herren, denen die zahlreichen Libationen bedenklich in die Beine zu fahren pflegten, unter kräftiger Stützung mit heiler Haut und ganzen Knochen in den sicheren Hafen des Hospizes zu befördern. Seine Fürsorge ruhte nicht eher, als bis er die beiden in ihren Gemächern und Betten geborgen wußte, wo sie sich bis zum Mittagessen von den Strapazen ihrer Bärenjagd erholten und Kräfte für die nächste Nacht sammelten. Zu ihrem «Lever» erschienen dann sehr oft Kurgäste aus Davos, die sich nach dem Befinden der beiden Jäger und den Ergebnissen ihrer Jagd erkundigen wollten.

Als der Reiz der Neuheit zu verblassen drohte, brachte der Schludernser eines Tages die freudige Nachricht, er habe ganz sichere Bärenspuren entdeckt, die in eine Schlucht führten. Diese Schlucht wurde auf der einen Seite von einer hohen Felswand abgeschlossen, in der sich ein großes Loch befand, das unbedingt zu der Höhle des Bären führen mußte. So kombinierten der Schludernser und alle, die das Loch sahen. Die Bärenspuren hingegen hatte der Bursche allein gesehen.

Ein feurigerer Impuls als je kam in die Unternehmer. Die beiden Nimrode fühlten sich von neuem Tatendurst erfüllt. Ein Schlachtenplan wurde entworfen und das Expeditionskorps durch zwei angeworbene, handfeste Männer verstärkt. Vom Schludernser angeführt, begab es sich nach der die Bärenschlucht dominierenden Felswand. Hier wurde der Bursche von den beiden handfesten Männern angeseilt und sachte in die Schlucht hinabgelassen, während oben am Rande der Felswand die beiden Amateurjäger auf dem Bauche lagen und mit ihren schußbereiten Flinten des Augenblickes harrten, da der unerschrockene Schludernser Meister Petz aus seiner Höhle gelockt haben würde. Alles war, wie man sehen konnte, trefflich vorbereitet und eingefädelt, nur der Hauptbeteiligte, der Bär, fehlte dabei. Immerhin war es ein interessanter, aufregender Tag gewesen, den der junge Graf nicht für viel Geld eingetauscht hätte.

Diese letzte unerwartete Enttäuschung war indessen ausschlaggebend. Man nahm an, der Bär sei ausgewandert. Und wie alles auf der Welt ein Ende nimmt, so mußten auch diese Bärennächte und Tage ein Ende nehmen. Der Mediziner drängte besonders zur Abreise. Den ganzen Tag trällerte und pfiff er das Lied aus Nestroy's alter Posse «Der Verschwender»: «Und scheint die Sonne noch so schön, einmal muß sie untergehn...».

Dem jungen Grafen fiel dagegen die Trennung von dem ergebenen, anstelligen Schludernser und dem freien Leben auf dem Flüela sehr schwer. Doch es mußte sein, und die Herren reisten ab.



EMIL  
CARDINAUX:

*Landschaft  
im  
Unterengadin*

Übrigens war ihm der Aufenthalt auf dem Flüela sehr wohl bekommen. Er war gebräunter, kräftiger, energischer, und von Lungenangegriffenheit war keine Spur mehr zu finden. Auch der etwas reichlich pokulierte Veltliner hatte ihm nicht geschadet. Der Mediziner hatte es daher sehr eilig, seinen Pflegling und Zögling seiner Mama in dieser brillanten Verfassung zurückzubringen. Auf Grund dieser so ausgezeichneten Kur hoffte er nun sich auf eigene Füße zu stellen und eine eigene ärztliche Praxis eröffnen zu können. An den Empfehlungen der gräflichen Sippe würde es ihm nicht fehlen.

Längere Zeit hörte man auf dem Flüela nichts von den Abgereisten. Dann kam ein Brief aus Norddeutschland, in dem der junge Graf schrieb, der Posten eines Jägers sei auf seinem Gute frei geworden und er wünsche angelegentlich, ihn mit dem Schludernser zu besetzen und zwar unter sehr günstigen Bedingungen. Leider befand sich der Gewünschte nicht mehr auf dem Flüela. Die zahlreichen Trinkgelder, das überaus generöse Abschiedsgeschenk des jungen Grafen sowie allerlei anderweitiger Erwerb, den ihm sein Aufenthalt auf dem Flüela gebracht, hatten es ihm ermöglicht, seinen Plan auszuführen und nach Amerika auszuwandern. Da man aber seine Adresse nicht kannte, blieb der Brief unbestellbar. Bis diese endlich kam, verstrich längere Zeit, und sie brachte den Bescheid, daß der Gewünschte sich inzwischen nicht nur eine Familie gegründet, sondern auch einen einträglichen Erwerb durch den Betrieb einer kleinen Wirtschaft gefunden hätte.

Damit schließt nun der erste Abschnitt dieser Bären-Tragikomödie ab.

## II.

Auf dem Flüela ging das Leben seinen gewöhnlichen Gang, der, wie die Wirtin versichert, damals ein glänzender war.

Diligenzen, Privatequipagen, Extraposten und Fuhrwerke aller Art, mit Gepäck oder Waren hochbeladen, folgten sich fast ohne Unterbruch. Die Kurorte Schuls und Tarasp hatten einen neuen Aufschwung erlebt, wodurch der Flüelapass einen überaus regen Verkehr erhielt.

Zahlreich waren die hohen und höchsten Herrschaften, die mit Extraposten über den Berg fuhren, vor dem Flüelahospiz Halt machten und wohl auch dort speisten. «Und Prinzessinen san aufikomma; so dünn san's g'wesa!» Dabei markierte die Erzählerin mit dem Daumen und dem Zeigefinger ihrer beiden Hände einen Tailleumfang von der Dicke einer mäßigen Wasserkaraffe. Der rundlichen, kleinen Frau erschien das Dünn- und Schlanksein als der Inbegriff aller Vornehmheit und deren Stempel.

Aber neben so viel Glanz zog auch viel Armut und Eland über den Berg, für die in der kalten Jahreszeit das Hospiz als ein rettender Hirt erschien. Manch armer, vagabundierender Handwerksbursche oder ein von einer fremden Gemeinde nach seiner eigenen ausgewiesener Bedürftiger erschien mit dem den «Schub» ausführenden Landjäger. Das Hospiz galt als neutraler Boden, und in seinem Hausgang tauschten Süser und Davoser Häscher ihre Delinquenten aus.

Einmal brachte der Süser Landjäger zur Winterszeit drei kleine Waisenkinder, die irgendwo im Kanton untergebracht werden sollten. Die Kleinen zitterten vor Kälte in ihren fadenscheinigen

gen Röcklein und bloßen Beinen. Die Wirtin mußte auf Geheiß ihres Mannes den eigenen Kindern sofort Schuhe und Strümpfe ausziehen und sie den frierenden anlegen, den eigenen aber ihren Sonntagsstaat.

Wenn der viele Monate dauernde Winter mit seiner Eiseskälte und dem haushohen Schneehaufen eintrat, war das Leben auf dem Paß nicht mehr beneidenswert, am wenigsten, wenn die Tod und Verderben drohenden Schneestürme sich erhoben und entfesselt über den Berg rasten. Wenn die Luft wie von geisterhaft klgenden Stimmen erfüllt schien, die, immer mehr anschwellend, in ein wildes Pfeifen, Fauchen und Schnauben übergingen, als ob hinter dem undurchdringlichen, grau-schwarzen Schneegewölk die Wilde Jagd vorüberstürme, da wurde selbst den Bewohnern des wetterfesten Hospizes nicht selten angst und bange.

Trotzdem wurde der Paß offen gehalten, und die Davoser und Süser Ruttner hatten ein schweres und gefährliches Stück Arbeit, bis sie auf der Höhe zusammenstoßen konnten. An Stelle der hohen Postwagen fuhren jetzt niedere Schlitten, in die der Reisende sorgsam eingepackt wurde. Viele Wochen konnten sich weder die Frauen noch die Kinder vom Hospiz ins Freie wagen, und wenn sie gegen das Frühjahr wieder hinauskamen, schälte sich ihre Gesichtshaut.

Es war wieder Herbst geworden. Die Gäste im Hospiz wechselten. Momentan hatte man einen sehr reichen ständigen Gast, einen Anglo-Amerikaner, der sich als Nimrod aufspielen wollte und den ganzen Tag mit der Jagdflinte am Rücken umherstreifte, aber außer irgendeinem belanglosen Vogel nie eine Beute heimbrachte.

Vom Bären sprach man schon lange nicht mehr. Er war, wie es schien, aus der Gegend verschwunden und hatte, wie man annahm, günstigere Gefilde aufgesucht, wo man weniger nach seiner kostbaren Haut trachtete. Wenn jemand von Bärenspuren sprach, die er gesehen haben wollte, glaubte ihm niemand. Und doch hatte seine Schicksalsstunde geschlagen.

Es war an einem schönen, klaren Septembermorgen, als ein auf seine Jagd ausziehender junger Gemsjäger sich auf einem von Felstrümmern übersäten Plateau plötzlich dem Bären gegenüber sah. In seiner ersten, fast schreckhaften Überraschung war er fast starr; aber sofort ermannte sich sein Jägerblut, und er feuerte auf Meister Petz, den sein Mißgeschick zur Unzeit aus seinem Versteck gelockt hatte, seinen Schuß ab. Er traf ihn mitten ins Herz, und lautlos brach er zusammen.

Der Schuß hatte kaum Zeit gehabt zu verhallen, als der Engländer, der wie gewöhnlich mit seiner Waffe umherstreifte, hinter einem Felsvorsprung hervor auf den am Boden liegenden Bären ebenfalls seinen Schuß gab und dann jubilierend rief: «Getroffen! Getroffen! Ich habe ihm seinen Todesschuß gegeben!»

Der erstaunte Gemsjäger wollte protestieren, doch der Engländer ließ ihn nicht zu Worte kommen, riß seine Börse hervor und drückte sie ihm in die Hand und rief: «Schon gut, mein Freund, schon gut!»

Dann rannte er wie besessen nach dem Hospiz und ließ allen seinen Verwandten und

Freunden in der Alten und Neuen Welt telegraphieren: «Soeben auf dem Flüelaberg einen Riesenbären erlegt!»

Diese «heldenhafte» Raubtiererlegung, die dem Engländer so unverhofft zugefallen war und an die er nun selber glaubte, mußte im Hospiz auch gebührend gefeiert werden. Wer an diesem Glückstag das Hospiz betrat, war des Engländers Gast, dem er natürlich jedesmal von der Veranlassung dieser Gastereien und seinem Meisterschuß berichtete. Der junge Jäger kam dabei nicht zu kurz. Sein Ruhm, der nach der Abreise des Engländers zutage treten würde, wurde ihm unterdessen mit Gold aufgewogen.

In der Küche nahm das Braten, Backen und Kochen kein Ende, und leckere Gerüche umdufteten das Hospiz. Man mußte schleunigst sich von Davos weitere Vorräte kommen lassen, und der Wirt erwog nachdenklich, ob sein Keller allen Ansprüchen des Abends genügen würde, denn für den Abend war die Hauptfeier vorgesehen, nämlich ein Ball. Man konnte ihn nicht «champêtre» nennen, eher «alpêstre», denn der Großteil von dessen Teilnehmern würden wohl die Sennen und Älpler sein. Das Gerücht von den Dingen, die sich im Hospiz vorbereiteten, hatte sich mit Windeseile in der Umgebung verbreitet, und man durfte auf einen lebhaften Zuspruch gefaßt sein.

Nach erledigter Arbeit rückten die Herren Sennen an, und die Hüterbuben durften auch mitgehen. Außer den Älplern hatten auch einige Fußreisende, die im Laufe des Tages über den Flüela gewandert waren, der Gastfreundlichkeit des generösen Engländers gern Folge geleistet.

Man begann also mit dem Schmausen und Pokulieren, das sich ziemlich lange hinauszog, da immer noch Nachzügler erschienen. Der Gastgeber saß auf dem Kanapee und wachte, daß alles, wie er es beabsichtigte, verlief.

Bald herrschte unter den Gästen ungebundene Fröhlichkeit, wobei aber verhindert wurde, daß sie in Roheit oder Ausgelassenheit ausarte, indem kein Wein mehr verabreicht wurde. Dann kam der Ball an die Reihe. Leider gebrach es sehr an Damen. Schließlich kam jemand auf die Idee, den Hüter- und Geißbuben eine Schürze umzubinden, damit sie als Damen figurieren konnten, was besonders bei der Quadrille, auf der der Engländer steif und fest beharrte, vonnöten war. Wie die Hirtenbuben ihre Damenrollen erledigen würden, blieb zu erwarten, aber sicherlich nicht ohne Rippenstöße und ermunternde Tritte von seiten der Sennen, welche städtische Tanzböden besucht hatten und Quadrillen ein wenig kannten. Außerdem griffen die Frau Wirtin und der Gemsjäger, die Anführer der Hauptquadrille, öfters ein. Der Engländer saß auf dem Kanapee, kommandierte die Figuren und wollte sich halb zutode lachen.

Um diese Zeit kam ein später Wandersmann, ein phantasiebegabter Literat, des Weges daher. Er kam von Davos und hatte, in der Absicht, seinen Weg abzukürzen, sich auf fast unentwirrbare Art verirrt, war vorwärts und rückwärts, kreuz und quer gewandert und wußte nicht mehr, wo ein und wo aus. Der Vollmond schien auch im Komplott gegen ihn zu sein. Bald warf er einen grellen, trügerischen Schein über die



Ernst Kretschli

## *Hübertus*

Doppelteindruck von Bischolberger & Cö., Buchdruckerei Untertor, Chur

ganze Gegend, bald verbarg er sich hinter dichten, grauschwarzen Wolkenballen und machte sich völlig unsichtbar, so daß der Wanderer nichts mehr unterscheiden konnte. Er blieb verwirrt stehen. Wo war das Gebäude hingekommen, das er vorhin im Vollmondlicht so deutlich in einiger Entfernung zu sehen gemeint hatte? Er horchte nach der Richtung hin, in der es gestanden hatte. Dumpfe Musik, ein Stimmendurcheinander, ein Scharren wie von Pferdehufen, ein Gewieher und Gelächter konnte er deutlich vernehmen, jetzt, zu mitternächtlicher Zeit! ...

Wo war er? Befand er sich auf dem Flüela oder auf dem Blocksberg und war mitten in einen Hexensabbat hineingeraten?

Jetzt trat ein langer, schwarzer Zug hinter der Ecke des wieder undeutlicher gewordenen Gebäudes hervor. «Das Totenvolk!» murmelte der phantasiebegabte Wanderer entsetzt.

Er wäre aber nicht zugleich ein richtiger Literat gewesen, wenn seine Neugierde nicht sein Grauen überwogen hätte. Der Zug hatte die Runde um das Gebäude gemacht und war dann wieder hinter demselben verschwunden. Vorsichtig näherte er sich dem fragwürdigen Hause. Eine Spalte in einem der ebenerdigen Fensterladen erlaubte ihm einen Einblick in den hell erleuchteten Saal. Was er erblickte, war dazu angetan, den Einbildungen seiner wilderregten Phantasie, in denen er förmlich geschwelgt hatte, ein so jähres Ende zu bereiten, daß es ihn beinahe wie eine Enttäuschung überkam, nichts Absonderliches und Unheimliches erlebt zu haben ...

So trat er denn in die Wirtsstube des Flüelagasthofes, denn die war es, und sah sich erstaunt um. Der Ball hatte sein Ende erreicht. Die Tänzer brachen auf. Der Zug, der ihn so erschreckt hatte, war die Polonaise gewesen, welche auf Geheiß des Engländer rings um das Haus ausgeführt worden war. Die Hüterbuben legten ihre Schürzen ab und folgten, von Schlaf

und Müdigkeit fast übermannt, wie Schlafwandler den Sennen in die Nacht hinaus, ihren Hütten zu. Manche erreichten sie, andere fielen unterwegs wie Kegel um und setzten ihren Schlaf auf der harten Erde fort.

Der Engländer bemächtigte sich natürlich des späten Gastes sofort. Speise und Trunk wurde ihm gebracht, und bald war das ganze Hospiz in tiefe Dunkelheit gehüllt. Jeder hatte seine ersehnte Ruhestätte aufgesucht. Der gute Mond aber zog still weiter seine Bahn am Himmelszelt, ohne recht begriffen zu haben, was heute nacht auf dem sonst so ehrbaren Flüela eigentlich los gewesen war ...

Am folgenden Morgen thronte ein Riesenkater auf dem Giebel des Hospizes. Immun, das heißt «katerfrei», war allein die alte Mutter. Sie kochte den Kaffee und setzte einen gewaltigen Topf für Gerstensuppe, Rauchfleisch, Speck und Würste auf das Feuer.

Im Laufe des Vormittags erholten sich die übrigen Mitglieder des Hospizes. Nur der Engländer wollte nicht aufstehen. Um die Mittagszeit nötigte man ihn, einen Teller Gerstensuppe zu essen, worauf er sich sofort auf die andere Seite kehrte und weiterschlief.

Erst am Morgen des nächsten Tages stand er von selber auf und zwar ganz wohlgemut. Er wusch sich am Brünnlein mit dem eiskalten Wasser, frühstückte reichlich und ordnete dann an, daß der in der Scheune liegende Bär säuberlich ausgeweidet wurde. Nachdem dies mit aller Sorgfalt geschehen war, fuhr er noch am selben Tag mit ihm nach Zürich, wo er ihn auf die kunstvollste Art ausstopfen ließ.

Da sich in Zürich gerade eine Landesausstellung befand, gastierte der Bär in einer sinnig hergerichteten Alpenszenerie mit vielem Erfolg eine Zeitlang als «Der letzte Bär vom Flüela», bis der Engländer ihn einpackte und mit seiner Beute endgültig nach Amerika abreiste.

## Spezial-Damensalon Quader

E. Alemanni Ottostr./Masanserstr. I. Stock Telephon 1256

INDIVIDUELLE TAGES-  
UND ABEENDFRISUREN

### STEINBOCK-APOTHEKE

Nähe Postplatz Storchengasse



PHARMACIE

D R. H. R. G I G E R, C H U R

Telephon 4.80

Postcheck X 459

DIVERSE SPEZIALITÄTEN  
IN BROD- UND SÜSSGEBÄCK  
TELEPHON 92

### FEINBÄCKEREI

HANS SUTTER, CHUR

## Aus Heimat und Fremde

Drei Novellen von JOH. ANDREAS VON SPRECHER, dem Dichter der „Donna Ottavia“ und der „Familie de Sass“. — 188 Seiten. Preis geb. Fr. 4.80, brosch. Fr. 3.50

Im Vorwort steht über Sprechers historische Romane: „... Unser Volk findet heute noch in ihnen die dichterisch verklärte Heimatbeschreibung, die ihm das Herz abgewinnt“

VERLAG BISCHOFBERGER & CO., CHUR